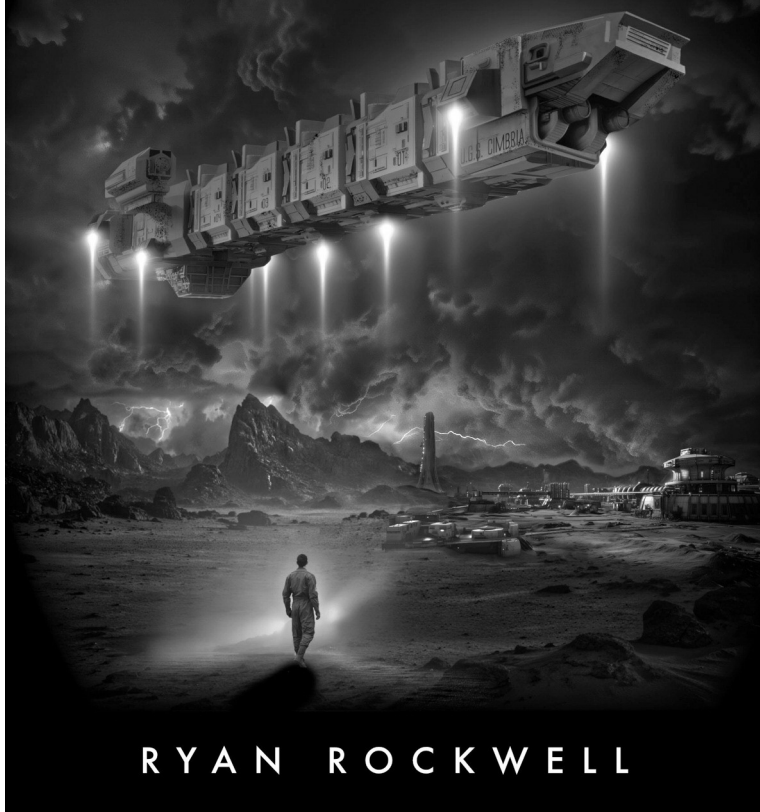


CARGO

DIE LETZTE FRACHT



RYAN ROCKWELL

CARGO - DIE LETZTE FRACHT

SCIENCE-FICTION-THRILLER

LESEPROBE

RYAN ROCKWELL



RYAN ROCKWELL
"INTO THE UNKNOWN"

INHALT

1. Prolog	1
2. Harvey's Fortune	6
3. Das Unglück	18
4. Wurzeln	31
Existenz - Das Mars-Paradox	41
Impressum	43

PROLOG

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als wir auf den Mond kamen. Es war 2226 gewesen, als meine Eltern einen der begehrten Plätze an Bord des Cargo-Shuttles ergattert hatten. In der Hoffnung, auf AX-996 ein besseres Leben zu haben, waren sie ein unwägbares Risiko eingegangen. In einer abgewirtschafteten Raumfähre reisten sie mit meiner Schwester Moon und mir monatelang durch die pechschwarze Unendlichkeit des Ragan-Systems.

Ich war acht, Moon erst fünf. Bisher kannten wir nur die dunklen Hallen und Korridore der Zentralstation. Dass wir auf der Oberfläche eines Mondes leben sollten, hatte mich in helle Aufregung versetzt. Diese steigerte sich ins Unermessliche, als die Shuttle-Crew nach zweihundertfünfunddreißig Tagen im All unsere Ankunft auf AX-996 verkündete.

Meine Eltern hatten von frischer Luft erzählt. Von endlosen Weiten und einem Himmel voller Wolken. Dinge, die man sich nicht im Entferntesten vorstellen kann, wenn

man sein ganzes Leben auf einer Raumstation zugebracht hat. Und als Kind erst recht nicht. Für mich war der Himmel etwas, womit man erst konfrontiert wurde, wenn man tot war.

Ich starrte aus dem Fenster. Meine Augen musste ich weit aufgerissen haben, denn ich kann mich noch gut an das Brennen der grässlich trockenen, Tausende Male wieder-aufbereiteten Luft erinnern. Der Gasriese Ragan-9 mit seiner sandbraunen Atmosphäre und den graublauen Unwettern war ein angsteinflößendes Monstrum von einem Planeten. Um ihn herum zog sich ein dünnes Ringsystem aus gefrorenem Methan.

Davor lag AX-996, einer der drei Gesteinsmonde, die Ragan-9 umkreisten. Eine dichte Wolkendecke versteckte seine Oberfläche, und auf den ersten Blick hatten diese zähen, dunklen Strukturen für mich wie ein wild tosendes Meer ausgesehen. Auch wenn ich noch nie einen Ozean zu Gesicht bekommen hatte.

Das Cargo-Shuttle setzte zum Landeanflug an, und meine Vorfreude wich plötzlich einem Gefühl unbestimmter Angst. Beim Eintauchen in die extrem dichten Wolken wurden wir ordentlich durchgeschüttelt. In mir stieg die Sorge auf, die Wolken könnten tatsächlich Wasser sein. Jedenfalls konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass man unterhalb dieser beängstigenden Gebilde leben konnte. Nach Monaten in der Schwerelosigkeit sehnte ich mich danach, endlich wieder festen Boden unter meinen Füßen zu spüren. Mein Körpergewicht zu fühlen und mich nicht mehr wie in Zeitlupe zu bewegen. Doch wollte ich hierher?

Als einziger der Monde besaß AX-996 eine Atmo-

sphäre. Noch vor der Ankunft hatte ich allerdings gelernt, dass aufgrund der dichten Wolkendecke das Licht des roten Zwergsterns so gut wie nie die Oberfläche erreichte. Was noch schlimmer war: Die Atmosphäre von AX-996 war tödlich, denn sie verfügte über kein Fitzelchen Sauerstoff.

Die Landung glich einem Sinkflug in die Hölle. Ein erbarmungsloser Sturm und ein Gewitter mit höllenrot zuckenden Blitzen tobten um das Schiff, schüttelten es, wie ich meine Spielzeugmodelle geschüttelt hatte. Mein Vater hielt mich und meine Schwester fest, obwohl wir angeschnallt waren. Vergeblich versuchte er, mich vom Fenster wegzuzerren. Immer wieder stieß ich mit meinem Kopf dagegen, aber ich wollte unbedingt sehen, wohin es uns verschlagen hatte.

Je tiefer das Shuttle sank, desto eindrücklicher setzte die Schwerkraft ein. Nach der Zeit im All fühlte sich mein Körper an wie ein Stein. Mit jedem Meter steigerte sich dieses Gefühl, bis es ein kaum auszuhaltender Schmerz war, der mich glauben ließ, ich könnte problemlos durch den Boden des Schiffs brechen. Dazu kam ein bedrohlicher Druck auf meine Ohren, der aber irgendwann in einem lauten, befreienden Knacken mündete.

Doch schließlich wichen die Wolken und nur wenige Hundert Meter unter dem Schiff entdeckte ich unser Ziel: Harvey's Fortune. Noch nie in meinem Leben hatte ich die Oberfläche eines Himmelskörpers in Natur gesehen. Aber auch so stieg große Enttäuschung in mir auf. Was dort am Boden auf meine Familie und mich wartete, war nicht der hoffnungsvolle Ort, von dem ich geträumt hatte.

Es war eine kleine Siedlung inmitten einer schier endlos wirkenden steinigen Ödnis. Eingerahmt von dunklen,

kargen Bergen sammelten sich Wohnmodule in kleinen Gruppen zwischen drei gewaltigen Bauwerken. Mein Vater hatte mir erklärt, dass dies die Generatoren waren, die die tödliche Atmosphäre von AX-996 mit Sauerstoff anreicherten und somit atembar machten. Zumindest im unmittelbaren Bereich um die Stadt herum. Ein schwaches elektromagnetisches Plasmafeld verhinderte, dass der Sauerstoff sofort in die Umgebung entwich.

Das Cargo-Shuttle taumelte dem Landing Pad entgegen. Dort unten sah ich zahllose herumwuselnde Fahrzeuge. Ihre orangenen Lichter glitzerten wie ein Feuerwerk. Im Zentrum von Harvey's Fortune erkannte ich die großen Gebäude der Gemeindeverwaltung. Am Rand, nahe dem Raumhafen, lagen die großen Lagerkomplexe und einige Kilometer dahinter, an den Ausläufern des nahen Gebirges, entdeckte ich die Zugänge zu den Erz-Minen.

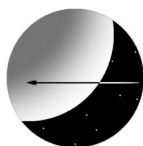
Doch auch wenn AX-996 ganz anders war als die Beengtheit der riesigen Zentralstation, so schien dieser Mond nichts zu bieten, was ein Achtjähriger sich von einem neuen, lebenswerten Zuhause erhoffte. Jenseits der Siedlung dehnte sich dröges Nichts aus. Schroffes, schattiges Gestein, dessen zerklüftete Gipfel sich einem zornigen, mit feuerroten Blitzen durchzogenen Sturmhimmel entgegenstreckten.

Inmitten dieser Trostlosigkeit lag Harvey's Fortune wie ein vergessenes Western-Kaff, zu dem noch nicht durchgedrungen ist, dass der Goldrausch längst vorüber war. Aber im Gegensatz zum kurzlebigen Goldrausch auf der Erde war die Jagd nach Rohstoffen im Weltraum im vollen Gange.

Seit fast fünfzig Jahren schufteten in den Minen von

Harvey's Fortune knapp dreieinhalbtausend Siedler und förderten Eisenerz. Der ganze Mond gehörte dem multinationalen Konzern Alexon Industries, für den meine Familie seit vier Generationen tätig war. Und auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussah, Harvey's Fortune mit seinen Minen war einer von Alexons wichtigsten Standorten für Astro-Bergbau. Die Zukunft gehörte den Konzernen, und Menschen wie meine Familie und ich waren die Unglücklichen in ihren gierigen Händen.

HARVEY'S FORTUNE



Das Wummern des Sturms erstarb jäh, als der Bus in den Tunnel eintauchte. Wie gewöhnlich schüttelte die Bodenschwelle an der Einfahrt die Mitfahrenden ordentlich durcheinander. Warum hatte man die Messanlage nicht einfach ein paar Zentimeter tiefer im Gestein verbaut? Aber ich schätzte, der Bus könnte umkippen, und niemandem würde ein Laut des Entsetzens entweichen. Die Kumpel in ihren schmutzigen gelben, blauen oder grauen Anzügen wirkten so müde, als hätten sie das ganze Wochenende kein Auge zugemacht.

Durch die mit Staub verschmierten Scheiben strahlte das Licht des hell erleuchteten Einfahrtsbereichs. Ich sah das Pförtnerhäuschen mit den gelangweilten Sicherheitskräften, die LKW-Waage, die kleine Rettungswache. Nur Sekunden später rauschten nackter Fels, horizontale Kabelbündel und vereinzelte Lampen vorbei. Unter der ganzen Schaukelei stieß ich immerwährend gegen meinen Sitznachbarn, einen wuchtigen Kerl aus der Abbaukolonne. Seinen

Namen kannte ich nicht, wohl aber seinen Ruf. Es war besser, wenn man ihn morgens in Ruhe ließ, außer man hatte es auf Stress abgesehen.

So gut es ging, lehnte ich mich gegen das Fenster. Mein Blick glitt über die Köpfe der anderen, und ich las, was auf dem kleinen Monitor über dem Fahrer stand.

DATUM: MONTAG, 14.11.2242

UHRZEIT: 05:28 UHR

TEMPERATUR: 8 GRAD CELSIUS

WINDGESCHWINDIGKEIT: 64 STUNDENKILOMETER

Ich fragte mich, warum es auf AX-996 überhaupt Monate gab. Es würde völlig ausreichen, in Tagen zu rechnen, denn jeder Tag hier war gleich. Die Temperatur schwankte konstant zwischen 4 und 10 Grad, und die starken Winde wechselten sich höchstens mit unberechenbaren Gewitterstürmen ab.

Eine erneute Bodenwelle ließ den Monitor kurz aussetzen. Dumpf donnerte mein Helm gegen die Scheibe. Bevor der Bildschirm mit nervösem Flackern wieder die gewohnte Ansicht darstellte, wandte ich meinen Blick ab und blickte über meine Schulter. Schräg hinter mir saß mein Vater.

Der mit tiefen Schrammen gezeichnete Helm saß schief auf seinem kantigen Kopf. Mein Vater war ein ernster Mensch, doch ich fand, dass er an diesem Morgen besonders schlecht drauf war. Sicher, seit geraumer Zeit plagte ihn dieses Magengeschwür, und auch seine Staublung war

bestimmt nicht ganz unschuldig an seiner miesen Laune. Aber vielleicht war da noch mehr? Seit unserem Streit gestern Abend hatten wir jedenfalls kein Wort mehr miteinander gesprochen.

Kurz überlegte ich, wie ich wohl in seinem Alter aussehen würde. Ob auch ich dieselbe blassgraue Haut haben würde, die fast wie leblos erschien und von den Knochen hing. Würde auch ich diese traurigen, hoffnungslosen Augen haben? Den resignierten Mund? Was wusste ich schon? Mein Vater hatte fast alles verloren. Alles, außer mir.

Der Bus machte eine scharfe Bremsung. Kaum war er zum Stehen gekommen, kündigte ein verzerrt rauschender Glockenton unser Ziel an.

»Füllort erreicht«, sagte eine monotone Frauenstimme.
»Bitte aussteigen.«

Wie ferngesteuert erhoben sich die Männer und Frauen. Mit lautem Klappern schlugen die drei Falttüren auf der rechten Fahrzeugseite auf. Wie ein Staudamm, in den man ein Loch hineinreißt, entleerte sich das Innere des Busses. Zusammen mit den anderen Fahrgästen trieb ich hinaus. Zum Schichtwechsel war der Füllort voll von Minenarbeitern. Die Techniker erkannte man an ihren grauen Einteilern. Auch ich trug einen. Maschinenbediener hatten schwere gelbe Anzüge mit Schienbeinschonern, Schulterpolstern und Werkzeuggürteln.

Knirschend kam neben mir ein zweiter Bus zum Stehen. Seine Türen öffneten sich. Es war noch niemand ausgestiegen, da hörte ich meinen Namen.

»Ash!«

Aus der vordersten Tür sprang Ocean. Auch sie trug in einen der grauen Anzüge und einen weißen Helm.

»Guten Morgen!«, grüßte ich. »Sag bloß, du willst dir Ärger einhandeln.«

Ocean lächelte. »Wieso das?«

»Wenn du als Erste aussteigst, bist du als Letzte eingestiegen. Was heißt, du wärest beinahe zu spät gekommen.«

Sie rollte mit ihren Augen und ich wusste, was das hieß.

»Was soll schon passieren, Ash? Sollen die mich kündigen? Und dann? Wie viele Leute kennst du auf diesem Mond, die arbeitslos sind?«

»Sterling hat seine Methoden. Er hat immer einen Knochenjob in petto, für den Fall, dass jemand aufmuckt.«

»Sterling blufft.«

»Geh arbeiten«, empfahl ich.

»Nur mit dir!«

Dann griff sie nach meinem Arm und wir machten uns auf den Weg.

Ocean wohnte südlich des Zentrums von Harvey's Fortune und arbeitete bei der Materialausgabe im selben Schacht wie ich. Sie war zwei Jahre jünger, mit glatten, dunkelblonden Haaren und einem Gesicht, um das sie viele beneideten. Ocean war nett, keine Frage, und seit einiger Zeit schien sie Gefallen an mir zu haben.

»Sag mal, sollen wir heute Abend einen trinken gehen?«

»Weiß nicht«, sagte ich knapp.

»Nichts Wildes. Nur du, ich und ein bisschen quatschen.«

Oceans Augen funkelten mich unter ihrem Helm an. Ich zögerte meine Antwort unnötig lange hinaus. Dabei kannte ich sie längst.

»Kannst du dir ja noch überlegen!«, rief sie.

Der Füllort war eine große in Stein gehauene Halle. Hier trafen die Gleise der Förderschächte aufeinander. Gegenüber dem Ankunfts-bereich vereinigten sie sich zu einer zweigleisigen Strecke, von wo aus sie die autonom betriebenen Züge mit dem frisch geförderten Roherz nach draußen führten. Die Strecke endete etliche Kilometer weiter am Güterbahnhof im Outland.

Ich hielt nach meinem Vater Ausschau. Er war zusammen mit seinen Kumpel auf dem Weg nach Schacht 43, wo er seinen ohnehin schon ramponierten Körper in einer Teufe von zweihundertdreißig Metern acht Stunden lang an einer der brutalen Fördermaschinen schinden würde. Es war die reinste Plackerei.

»Was ist los, Ash?« Ocean rammte mir seinen Ellenbogen in die Rippen. »Wem schaust du so verliebt hinterher?«

»Meinem Alten.«

Ich brauchte sie nicht anzusehen. Auch so hörte ich, dass sie begriffen hatte.

»Hast du mal mit ihm gequatscht?«

»Nein, warum sollte ich?«

»Na ja, seit Monaten beschwerst du dich darüber, dass ihr euch anschweigt. Und dass ihr euch immer wieder in die Haare kriegt. Dass er nicht zum Arzt will ...«

»Ist ja gut!«, gab ich gereizt zurück. »Ich würde auch nicht zum Arzt gehen, nur mal so am Rand. Weißt du, wie viele Credits das kostet?«

Ocean erwiderte darauf nichts. Schweigend nahmen wir unseren täglichen Weg entlang der Gleise nach Schacht 41. Seit dem Tod meiner Mutter und meiner Schwester

steckte mein Vater in einer Krise. Nach all den Jahren hatte er ihren Verlust noch immer nicht überwunden. Es war, als sei er gefangen in einem Loch so tief und finster wie diese verfluchte Mine.

Dass meine Mutter und Moon tot waren, war im Grunde nur eine Frage der Zeit gewesen. Alle aus der Familie hatten in der Mine gearbeitet. Und es war kein Geheimnis, dass die Bedingungen hier unten alles andere als hervorragend waren. Die Abluftanlagen funktionierten nicht einwandfrei, die Unfallquote war miserabel, außerdem herrschte ein infernalischer Lärm und körperlich schwere, extrem stumpfe Arbeit.

Dazu kam ein äußerst unangenehmer Nebeneffekt des lokalen Terraformings. Durch die Anreicherung der stickstoffhaltigen Atmosphäre mit Sauerstoff bildete sich Wasserdampf. Und durch den Erzabbau gelangte Schwefelsäure von der Mine nach draußen. Die Folge war stark säurehaltiger Regen, der bei vielen Siedlern zu furchtbaren Hautreizungen und schweren Atemwegserkrankungen führte. Dann waren da noch Muskel- und Knochenprobleme wegen des ungesunden Lebensstils. Und dabei habe ich noch nicht über Depressionen gesprochen. Aufgrund des fehlenden Sonnenlichts wurde das fragile menschliche Gemüt aufs Härteste herausgefordert. Harvey's Fortune war durch und durch ein Moloch.

Nach vierhundert Metern erreichte ich meinen Arbeitsplatz. Cargo-Area 41 war eine in die Höhe gezogene Röhre, in deren Mitte die doppelgleisige Bahnstrecke aus dem Füllort endete. Gerade standen dort drei große Schüttgutwagen und wurden beladen.

Über den Schienen verlief das Fördergleis, wo sich

nacheinander die Loren erleichterten. Am Loch über dem vordersten Waggon kippten sie das geförderte Roherz in die Tiefe. Rumpelnd und staubend landete es in den Waggons. War eine Lore leer, brachte ein schnarrender Kettenantrieb die nächste in Position. Es war jedes Mal ein Höllenlärm, der mein Trommelfell fast zum Bersten brachte. Gehörschutz konnte man sich für fünfundzwanzig A-Coins an den überall stehenden Automaten besorgen, wenn man wollte.

Hinter den Waggon überquerten Ocean und ich die Gleise, und traten in den Verwaltungstrakt dieses Schachts. Es war ein hell erleuchteter Korridor, dessen Boden mit Blechen ausgelegt war. Offenbar um das Gefühl zu vertreiben, dass wir unser Leben mitten in einem Berg vergeudeten. Die Platten waren verbeult und durch den Staub stahlgrau bis schwarz.

Die ersten Frauen und Männer der zu Ende gegangenen Nachtschicht zwängten sich an uns vorbei. Ihre Gesichter waren schmutzig, das Weiß ihrer Augäpfel so rot wie die Schlussleuchte der Erzzüge. Nur bei wenigen Leuten sah ich die Abdrücke von Atemschutzmasken um den Mund. Kein Wunder, die Dinger kosteten ein Vermögen! Wir erreichten den Stempelraum. Das Rattern der antiquierten Logging-Stationen und das Summen zahlloser Gespräche erfüllten den niedrigen und weitläufigen Raum.

Zum Schichtwechsel traf man sich hier, um seine Arbeitszeit ein- oder auszuchecken. Und da es an den Sohlen meist zu laut war, oder man seine Kumpel in dem weitläufigen Areal schlichtweg nicht traf, nutzte man den Schichtwechsel für kurze Gespräche.

»Also, wir sehen uns«, verabschiedete ich Ocean.

»Sag Bescheid, wie es mit heute Abend aussieht.«

Sie zwinkerte mir zu, dann begrüßte sie einige Kollegen. Ich stellte mich vor einem Terminal an eine Schlange, und nach einer Minute war ich an der Reihe. Ich trat vor den mannshohen, schwarz-gelb gestrichenen Techniklotz. In seiner Mitte prangte ein altertümlich anmutender Bildschirm. Ein am Boden aufgemaltes Rechteck verriet, wohin ich mich stellen sollte. Dann blickte ich starr geradeaus, ein mittlerweile gut einstudiertes Ritual, und nach zwei Sekunden piepte die Logging-Station.

Auf dem Monitor erschien ein Foto von mir. Es war vor sechs Jahren gemacht worden, als ich achtzehn geworden war.

Fühlt sich länger an, sagte ich mir.

Der Ash Bridell auf dem Foto hatte ein rundliches Gesicht, kurze dunkle Haare mit Pony, eine spitze Nase. Seitdem sind die Augenringe tiefer geworden, die Züge härter, die Wangen längst nicht mehr so voll. Jedes Mal, wenn ich das Bild sah, dachte ich daran, wer ich geworden war. Und in mir kam die Frage auf, ob es für mich überhaupt einen anderen Weg gab als den, auf dem ich mich befand?

»Sie sind eingeloggt, Dienstnummer 140-38«, sagte die tonlose Stimme. »Bitte gehen Sie weiter.«

Ich machte der Frau hinter mir Platz und ging wieder zurück zur Cargo-Area. Inzwischen wurde der zweite Waggon beladen. Die Mine auf AX-996 war eine von vielen Off-World-Förderstätten von Alexon Industries. Tagtäglich holten die Kumpel sechshundneunzigtausend Tonnen Roherz aus dem Fels. Das waren sechshundertsiebzigtausend Tonnen wöchentlich. Die Züge brachten das Erz raus

ins Outland, wo es in die gewaltigen Erztransporter geladen wurde. Einmal in der Woche starteten die autonomen Raumschiffe ins All und brachten das Erz zur viele Monate entfernten Zentralstation.

Die Uhr über dem Fördergleis zeigte, dass ich noch vier Minuten hatte, bis mein Dienst anfang. Am vorderen Ende der Wagenreihe lag die kleine Plattform, auf der ich meinen achtstündigen Dienst versehen würde. Noch stand Hazel dort. Ihre gekrümmte Körperhaltung war einmalig, und ich wettete, ich würde meine sechzigjährige Kollegin unter Hunderten von Siedlern wiedererkennen. Ich erklomm die Leiter, und als Hazel mich sah, warf sie mir ein müdes Lächeln zu.

»Auch schon da?«

»Sorry, mein Bus war heute spät dran«, entschuldigte ich mich.

»Ach ja, ich glaube, die Kippkraftüberwachung ist nicht richtig eingestellt«, sagte sie, ohne mich anzusehen. »Da scheint irgendein Wert nicht zu stimmen. Die Behälter werden zu schnell entleert.«

»Hast du die Werte mal überprüft?«

Hazel sah mich müde an. »Ich dachte, das ist vielleicht eine Sache für dich.«

»Vielen Dank«, gab ich zurück. »Aber mal im Ernst, für Alexon ist zu schnell, immer noch nicht schnell genug.«

»Sei nicht sarkastisch! Wenn das Haufwerk jemandem auf den Kopf fällt, sind wir schuld. Du weißt, wie wenig die Helme abkönnen.«

Ein tiefer Seufzer entwich mir. Hazel konnte ihn nicht hören, weil die nächste Lore ihre Ladung loswurde.

»Sonst irgendwas?«, fragte ich.

Hazel drückte die Taste, die den Kettenantrieb aktivierte und schüttelte dabei den Kopf.

»Dann mach dich vom Acker!«, sagte ich. »Oder du darfst auch die Frühschicht machen.«

Jetzt traf mich ihr abgekämpfter Blick. »Du musst dringend an deinem Ton arbeiten, Ash. Sterling hasst es, wenn jemand klingt wie er selbst.«

Hazels Faust traf meine Schulter, dann gab sie das Steuerpult frei.

»Trink einen für mich mit«, verabschiedete ich sie.

Während sie die Leiter hinabstieg, sagte Hazel noch etwas, das im Lärm des rumpelnden Gesteins unterging. Meist sprachen wir nicht viel miteinander, und in der Regel traf ich meine Kollegin auch nicht außerhalb der Arbeit. Der Schichtdienst vereitelte dies. Noch ehe die Lore ihren Kippvorgang abgeschlossen hatte, war Hazel verschwunden, und die Uhr zeigte Punkt sechs an.

Ich ließ meine Finger knacken und baute mich vor dem Steuerpult auf. Für die nächsten Stunden war das meine Welt. Über diesen kleinen Bereich hatte ich immerhin die Kontrolle, in einem System so groß und unübersichtlich, dass einem schwindelig davon werden konnte. Das Anforderungslämpchen der nächsten Lore blinkte. Ich hatte noch dreißig Sekunden, um darauf zu reagieren.

Die folgenden Stunden bestanden aus alltäglicher Langeweile. Ocean war schneller aus meinem Kopf verschwunden, als die Hoffnung, es auf AX-996 zu irgend-etwas zu bringen. Stattdessen ließen mich die Gedanken an mein gestriges Studium nicht in Ruhe. Ich wollte endlich weiterlesen, wo ich gestern Nacht aufhören musste. Ich wollte unbedingt wissen, wie man mittels Umgehung der

programmierten Routinen Schließsysteme dennoch aufbekommen konnte. Dieses Thema war hochinteressant. Dabei war es etwas, das ich keinesfalls wissen durfte!

Gegen elf vibrierte in der Brusttasche mein Handy. Es war eine Nachricht von Dex. Angeberisch posierte er in der großen Cargo-Halle. Neben ihm stand Hawk. Im Gegensatz zu Dex schien sie weit weniger Spaß an der Fotosession zu haben, und ich wettete, er hatte sie überreden müssen, bei seiner wenig geistreichen Aktion mitzumachen. Die Bildunterschrift lautete: »Diesen Samstag, 22 Uhr: DJ DEX legt auf!«

Ich hatte die Bedeutung dieser Nachricht noch nicht völlig erfasst, als es einen heftigen Knall gab. Instinktiv ging ich in Deckung, in böser Vorahnung, dass Teile des Tunnels auf mich niederstürzten. Allerdings blieb Derartiges aus. Stattdessen schrillte der Alarm los, lauter als jeder Schüttvorgang der Loren. Ich musste mir die Ohren zuhalten.

Unten am Gleis wurde es hektisch. Einige Kumpel kamen zusammen und schrien sich irgendetwas zu, das ich nicht verstand. Etwas Schlimmes musste sich ereignet haben. In der Mine passierten immer wieder Unfälle, beinahe wöchentlich. Aber dass der Alarm losging, sprach eine deutliche Sprache. Und mit einem Mal legte sich eine Computerstimme über den apokalyptischen Signalton.

»Warnung. Dieser Minenabschnitt wird evakuiert. Bitte begeben Sie sich unverzüglich zum nächstgelegenen Sammelpunkt.«

Mein Puls schnellte in die Höhe, und ich spulte mein Notfallprogramm ab. Mit einer flinken Bewegung schlug ich auf den Notastaster der Befüllanlage und sprang auf den Boden. Aus der Tiefe der Mine rauschten die ersten Fahr-

zeuge heran. Bei einem von ihnen war auf der Ladefläche noch ein Platz frei. Mit einem Satz war ich drauf und das kleine Elektrofahrzeug sauste in Richtung Füllort.

Als ich dort ankam, traute ich meinen Augen nicht. Es war wie in einem Ameisenbau, in den man heißes Wasser gegossen hat: ein hektisches Treiben, in dessen Zentrum sich der Rettungsdienst seinen Weg in Richtung der Schächte suchte. Aus den Gesprächen hörte ich heraus, dass offenbar einer der Stollen eingestürzt war. Doch niemand konnte mir Genaueres sagen. Die Menge trieb mich in Richtung Busplatz.

Als einige Retter an mir vorübergingen, fragte ich reflexartig: »Was ist passiert?«

Ein Sanitäter antwortete: »Gasexplosion in Schacht 43. Hier wird alles evakuiert. Sehen Sie zu, dass Sie hier verschwinden!«

Ich fühlte, wie der Boden unter meinen Füßen plötzlich weggezogen wurde. Ich hätte mir jedes denkbare und undenkbare Unglück vorstellen können, aber um Himmels willen keine Explosion in Schacht 43. Es war der Schacht, in dem mein Vater arbeitete!

DAS UNGLÜCK

Der Füllort war längst nicht mehr der Ort, den ich kannte. Das emsige Treiben der ankommenden und abfahrenden Bergleute, das Ausfahren des frisch geförderten Eisenerzes und die herumkurvenden Busse, Trucks und Wirtschaftsfahrzeuge, all das war schlagartig einem beispiellosen Chaos gewichen. Fast konnte man meinen, der ganze gottverdammte Mond würde untergehen.

Der Sicherheitsdienst versuchte, die Mine so geordnet wie möglich zu evakuieren. Es gelang ihm nicht. Dazu war er personell viel zu knapp aufgestellt. Die Frühschicht in diesem Teil der Mine bestand aus mehreren hundert Frauen und Männern. Die allermeisten hatten mittlerweile ihre Arbeitsstätten verlassen und den Füllort erreicht. Aber die wenigsten nahmen die Busse, von denen zu dieser Zeit nur eine Handvoll zur Verfügung stand. Der meisten machten sich zu Fuß auf den vierhundert Meter langen Weg nach draußen.

Ich trieb mit dem Strom. Etwas anderes blieb mir wohl

kaum übrig. Mit jedem Schritt entfernte ich mich mehr vom Lärm der Rettungswagen, die vor dem Unglücksschacht standen. Eine beunruhigende Ahnung stoppte mich plötzlich. Der Mann hinter mir stieß gegen mich, als ich in dem Durcheinander nach meinem Vater Ausschau hielt, obwohl ich wusste, dass es unter diesen Umständen nicht möglich wäre, ihn auszumachen. Nicht ein einziges bekanntes Gesicht entdeckte ich.

»Bitte gehen Sie weiter!«, rief ein Mann des Sicherheitsdiensts.

Der Kerl stand auf dem Straßenstück, wo normalerweise die Busse wendeten. Offenbar war er dazu abkommandiert worden, den Weg freizuhalten. Hinter ihm rollte etwas Großes mit blendenden Scheinwerfern heran.

»Los, weiter mit dir!«, bestimmte der Security und packte mich am Arm. »Oder willst du überfahren werden?«

Mein Blick haftete noch auf dem Fahrzeug, das ich jetzt als Truck der Betriebsfeuerwehr erkannte. Die Steine unter seinen großen Reifen knirschten wie berstende Knochen. In diesem Augenblick bebte der Boden wieder. Und nur Sekunden darauf ereignete sich ein weiterer Knall. Menschen schrien, der Alarm schrillte los.

»Warnung«, legte sich die nüchterne Stimme des Systems über alles. »Explosionsgefahr. Bitte evakuieren Sie umgehend diesen Bereich.«

Wie zum Beweis, dass die Lage todernst war, quoll aus dem Zugang zu Schacht 43 eine dicke schwarze Rauchwolke. Schwer zog sie an der Decke des Füllorts entlang. Ich hatte nicht geglaubt, dass die Panik sich noch weiter steigern konnte. Ich musste hier raus, und zwar bevor ich totgetramelt wurde. Doch etwas hielt mich zurück.

Eine Explosion ist nichts, was sich vorher ankündigt. Wenn Schacht 43 tatsächlich hochgegangen sein sollte, dann wurden die Bergleute dort unten davon überrascht.

Ich machte kehrt. Auch wenn die Chance bestand, dass mein Vater längst auf dem Weg nach draußen war, ich war mir sicher, dass das Gegenteil der Fall war. Ich hielt den Atem an, als ich feststellte, dass der Rauch nach unten sank. Auf keinen Fall durfte ich jetzt die Nerven verlieren.

Mit großen Schritten näherte ich mich dem Eingang von Schacht 43. Einen Arm nahm ich schützend vor Mund und Nase, mit dem anderen schob ich die fliehenden Menschen beiseite. Ich erreichte die Rettungsfahrzeuge. Im rot blitzenden Licht statteten sich die Retter mit dem Nötigsten aus. Taschenlampen, Ortungsscanner, Rettungskoffer, Atemschutzmasken ...

Die Masken!

Ich zwängte mich an den Rettern vorbei, schnappte mir zwei Masken von einer Kiste.

»Was soll das werden, Junge?«, hörte ich eine blecherne Frauenstimme.

Es war die Einsatzleiterin, wie ich unschwer erkannte. Etwas kleiner als ich, mit vergrämtem Gesicht, aber mit glühenden Augen. Dazu dekorierte Schulterpolster, Body-Cam und zwei grelle Suchlichter am Helm.

Ich stammelte: »Mein Vater! Ich muss ...«

»Verschwinden Sie!«, forderte die Frau.

Der Knall einer weiteren Explosion legte sich über die Panik. Die Einsatzleiterin sah zur Decke, wo eine neuerliche Rauchwolke vorüberziehen musste. Zwei Retter kamen herüber. Einer schlug der Einsatzleiterin auf die Schulter und sagte: »Captain, wir wären so weit.«

Noch einen kurzen Augenblick musterte mich die Frau.

»Ich will Sie hier nicht mehr sehen. Machen Sie, dass sie wegkommen«, drang es dumpf zu mir.

Ich zitterte am ganzen Leib. Es wäre sicher besser, von hier zu verschwinden, aber der Gedanke, mein Vater könnte noch unten sein und meine Hilfe brauchen, ließ mich nicht los. Was, wenn ich mich irrte?

In kleinen Gruppen machten sich die Retter auf den Weg. Ich war niemand, der gern gegen Regeln verstieß. Regeln und Vorschriften hatten ihren Sinn. Dennoch warf ich in diesem Augenblick alle Zweifel über Bord, stülpte eine der Masken über mein Gesicht und folgte den Einsatzkräften.

Inmitten des sehr viel besser ausgerüsteten Rettungsdiensts lief ich entlang der zweigleisigen Bahntrasse. Das sonst so grelle Deckenlicht war mit einem Mal wie ausradert. Stattdessen klebte oben dicker fetter Rauch. Er hüllte den Tunnel in unheimliches Zwielicht und ich musste höllisch aufpassen, dass ich nicht stolperte. Das eingeschränkte Sichtfeld der Atemschutzmaske erschwerte mir das Vorankommen zusätzlich.

Ich hätte mir eine Lampe mitnehmen sollen, verdammt!

Vereinzelt kamen uns Bergleute entgegen, Nase und Mund in ihre Ellenbeugen vergraben, damit sie die giftigen Dämpfe nicht einatmeten. Wie nutzlos das war! Im besten Fall kamen sie mit einer lebenslangen Staublung davon.

Obwohl ich ein guter Läufer war, hatte ich meine Probleme, mit dem Rettungsdienst mitzuhalten. Nach gut zweihundertfünfzig Metern erreichten wir den ersten Förderkorb. Allerdings verrieten die roten Alarmleuchten

und das teilweise eingestürzte Portal, dass uns der Weg in die Tiefe hier verwehrt war.

Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter. Erschrocken drehte ich mich um und blickte in zwei glühende Augen.

»Mann, sind Sie lebensmüde!«, rief die Einsatzleiterin. »Sie wollen ohne Sauerstoffpack nach unten?«

Ich nickte unsicher.

»Fein! Alexon wird schon für neues Frischfleisch sorgen. Wenn Sie draufgehen, geben Sie nicht uns die Schuld.« Dann wandte sie sich an ihre Leute. »Wir nehmen den nächsten!«

Die Retter liefen los, und nach weiteren zweihundert Metern kamen wir an den nächsten Förderkorb. Glücklicherweise war dieser intakt. Ein Feuerwehrmann kletterte ins Steuerhaus und holte ihn hoch. Kaum war er eingefahren, zwängten sich die etwa zwanzig Retter in die oberste Etage des viergeschossigen Förderkorbs. Vier leere Loren standen auf den Schienen. Kaum waren alle drinnen, schloss sich das Gatter und das Stahlgerippe rauschte in die Tiefe.

Plötzlicher Rauch vernebelte die Kabine. Hatte ich bis gerade noch durch den Gitterboden die darunterliegenden Etagen gesehen, reichte die Sicht nun nicht mal mehr bis zu meinen Füßen. Der Gestank von Feuer drang in meine Nase, und die plötzliche Erkenntnis, dass ich nur eine Behelfsmaske trug, bescherte mir eine ordentliche Gänsehaut. Bei dieser Luft würde der klägliche chemische Filter in wenigen Minuten völlig zusetzen. Schon jetzt begann das Kunststoffvisier, von innen zu beschlagen.

Mit ihrer kräftigen Stimme setzte sich die Einsatzleiterin über den Lärm der Fahrt hinweg. Sie gab ihren

Leuten die Anweisung, sich an der Sohle aufzuteilen, und bis zum Ort des Unglücks alle noch lebenden Personen zu bergen. Ein jähes Rucken ging durch den Förderkorb, gefolgt von einem unheilvollen, metallischen Knarren. Kurz kam mir der Gedanke, ich sollte wieder hochfahren, aber es war zu spät. Das Gatter öffnete sich. Wir waren da.

Der Rettungsdienst schwärmte unverzüglich aus und orientierte sich. Ein Dutzend Bergleute strömten dem Förderkorb entgegen. Einigen rann Blut über das Gesicht, andere hielten sich ihre Arme oder hinkten. Eine Frau stützte eine Kollegin. Was ich aus all der Aufregung heraus hörte, war, dass sich die Explosionen in westlicher Richtung ereignet haben sollten.

Ein älterer Mann schob sich an uns vorbei. Fast hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Es war ein Kollege meines Vaters. Sein Gesicht war schwarz von Ruß und er hatte eine furchtbare Platzwunde an der Stirn. Er wollte schnell in den Förderkorb, doch die Einsatzleiterin hielt ihn zurück.

»Was ist hier passiert?«

»Generatorexplosion«, keuchte der Mann. »43.6 ist ein Teil der Firste runtergekommen. Hat den Generator zerquetscht. Der ging sofort hoch und hat einen Batterieblock entzündet.«

Die Einsatzleiterin klopfte ihm auf die Schulter. Er schaffte nur zwei Schritte, denn ich stellte mich ihm in den Weg.

»Was ist mit Clay?«, fragte ich.

»Clay?«, wiederholte der Mann und sah mich verwundert an. »Du bist sein Sohn, hä?«

Ich nickte. Der Mann wich meinem Blick aus und

machte Anstalten, zu den anderen im Lift aufzuschließen. Ich schüttelte ihn.

»Bitte!«, drängte ich. »Ich muss es wissen. Ist er noch hier unten?«

»Zuletzt hab ich ihn an der Fördermaschine gesehen. Kurz vor der Explosion.«

Ich ließ ihn los, und hört nur noch, wie das Gitter sich schloss und der Korb wieder nach oben fuhr. Der Rettungsdienst verteilte sich in beide Richtungen des Tunnels. Mit den länglichen Scannern suchten sie die finsternen Trümmer ab.

Es war die Hölle. Die Explosionen mussten sich mit unvorstellbarer Brutalität durch die Grube gedrückt haben. Auf den Gleisen lagen umgekippte Loren, um sie herum Unmengen an Roherz. Die Starkstromkabel, so dick wie mein Oberschenkel, waren abgerissen und lagen im Halbdunkel auf dem steinigem Boden.

Und erst jetzt entdeckte ich zwischen all den umgestürzten Gerätschaften und gelösten Felsbrocken etliche leblose Körper. Kumpel, die es nicht rechtzeitig geschafft hatten. Die entweder von der Druckwelle getötet, von umherwirbelnden Teilen erschlagen oder aufgrund des Rauchs einfach erstickt waren.

Der Boden schüttelte sich. Ich musste mich beeilen. Die Feuerwehr und der Sanitätsdienst würden sich systematisch vorarbeiten, war ich mir sicher. Das hieß, dass sie den Arbeitsplatz meines Vaters vielleicht zu spät erreichen würden.

Schritt für Schritt tauchte ich tiefer in die Mine. Aus dem Rauch schälte sich der lodernde Schein eines nahen Feuers. Die Entfernung konnte ich aufgrund der miserablen

Sicht beim besten Willen nicht schätzen. Aber das Brennen auf den freien Stellen meines Gesichts verrät, dass ich nicht so weit davon weg war wie erhofft.

Es war ein in Brand geratener Werkstattwagen. Die Detonation musste ihn meterweit durch die Luft geschleudert haben, denn die offene Karosserie war so stark verformt, dass man sie kaum noch für ein Fahrzeug halten konnte. Die Hitze war so unerträglich, dass ich glaubte, mein Visier würde schmelzen. Ich umrundete die Unfallstelle, suchte den Boden nach Opfern ab, doch hier war niemand. Die Förderanlage von 43.6. lag noch ein ganzes Stück weiter vorn.

Dass ich diesen Ort nie erreichen würde, musste ich einsehen, als Trümmer mir ein Vorankommen immer weiter erschwerten. Die Explosion musste heftiger gewesen sein, als ich angenommen hatte. Vorsichtig stieg ich über einen Schutthaufen aus massiven Felsbrocken.

»Dad, bist du hier?«, rief ich voller Verzweiflung.

In der vom schwachen Feuerschein erhellten Dunkelheit um mich herum knackte es. Überall hörte ich das Rieseln von zerknirschem Gestein. Aber auch gelockerten Fels, der sich durch die Detonationen aus den Ritzen und Spalten seinen Weg ins Freie suchte. Ich marschierte geradewegs durch ein Minenfeld!

Gott! Was tue ich hier?

»Dad!«, rief ich erneut.

Wohlwissend, wie aussichtslos und naiv meine Annahme gewesen war, hier unten meinen Vater zu finden, setzte ich meinen Weg fort. Auf einem losen Felsen rutschte ich ab, konnte aber verhindern, vornüber zu kippen.

»Dad!«

»Ash!«, hörte ich ein Ächzen.

Unvermittelt blieb ich stehen. Es war aus nächster Nähe gekommen! Hastig sah ich mich um, konnte aber nichts entdecken. Jemand hustete und im nächsten Augenblick spürte ich eine Hand an meinem Bein. Er war es.

»Gott, Dad! Du lebst!«

»Ash!«, keuchte mein Vater. »Was um alles in der Welt tust du hier?«

Ich kniete mich nieder, und half ihm, die Atemschutzmaske überzuziehen.

»Ich hol dich hier raus«, versprach ich.

»Vergiss es! Sieh zu, dass du deinen eigenen Hintern rettest!«

Es hatte ihn erwischt. Sein linkes Bein klemmte unter einem Brocken von der Größe eines Cabs. Ich packte meinen Vater unter den Armen und versuchte, ihn freizubekommen. Ein entsetzlicher Schrei entwich ihm.

»Lass mich! Es ist gebrochen.«

»Du fühlst es noch, oder?«

»Ja, natürlich. Aber ich stecke fest.«

Ich wollte die Hände an den Mund nehmen, so wie ich es immer tat, wenn ich angestrengt nachdachte. Aber die Maske vereitelte dies. Ich würde einen langen Gegenstand brauchen, den ich wie einen Hebel einsetzen konnte, um den Stein anzuheben. Wenn ich Glück hatte, saß der Brocken nur lose auf.

Gerade wollte ich meinem Vater von dem Plan berichten, als eine bedrohlicher Alarmton durch den Tunnel hallte. Es war ein abgehacktes, verzerrtes Piepen. Darüber verkündete das System etwas, das ich gehofft hatte, nicht zu hören.

»Achtung. Das CO₂-Löschsystem wird in Kürze ausgeführt. Bitte begeben Sie sich in die gesicherten Bereiche. Der CO₂-Löschvorgang startet in zwei Minuten.«

»Himmel, nein!«, rief ich aus. »Dad, du musst ... wir müssen!«

»Ash!«

Die Hand meines Vaters legte sich auf mein Knie. Seine müden Augen sahen mich mit ungewohnter Eindringlichkeit an. Dann hustete er so kräftig, dass sein Visier beschlug.

»Verschwinde von hier«, brachte er mühsam hervor. »Ich würde es nicht schaffen. Selbst, wenn du mich freibekämst. Ich bin zu schwach.«

»Sag das nicht. Das bekommen wir hin.«

Übereifrig zerrte ich an seinen Armen. Zur Not würde ich den Felsen mit aller Kraft von ihm stoßen.

»Ash«, redete mein Vater auf mich ein. »Du bist ein kluger Junge.«

Tränen traten auf die Kanten meiner Lider. »Bitte, Dad! Ich habe sonst niemanden mehr.«

Das Warnsystem ging dazwischen: »CO₂-Löschvorgang startet in anderthalb Minuten.«

»Niemand hat hier irgendjemanden. Wir gehören alle Alexon.«

»Aber ...«, schluchzte ich.

»Ash ... du bist jung. Mach was daraus.«

Er schob mich fort. Ich wollte nicht, dass es so endete.

»Verschwinde!«, schrie mein Vater mir entgegen.

Ich besann mich. Meine Lippen bebten, doch ich bekam kein einziges Wort heraus. Ich erhob mich aus meiner lähmenden Starre. Langsam wurde mir bewusst, was mich erwartete, wenn ich den Countdown verstreichen ließ. Die

gewaltigen Abluftanlagen würden die schwefelhaltigen Schadstoffe nicht mehr zur Oberfläche pusten. Stattdessen würde der Luftstrom in entgegengesetzte Richtung gehen. Die CO₂-haltige Atmosphäre würde angesaugt werden, um damit die Brände zu löschen.

»Ich liebe dich, Dad!« Mein ganzer Körper zitterte bei diesem Abschied.

»Wir hätten nie herkommen sollen«, hörte ich in der Dunkelheit vor mir.

Eine Träne rollte meine Wange herab und verlor sich in meiner Maske.

»CO₂-Löschvorgang startet in einer Minute.«

Das war der Moment, in dem ich umdrehte. Ich stolperte mehr über den Schutt, als dass ich lief. Schneller als vermutet erreichte ich den brennenden Werkstattwagen. Ich überlegte, wo das nächste Feuerschutztor war. Aber ich konnte mich nicht erinnern, auf dem Hinweg eines durchquert zu haben. Im schlimmsten Fall würde die komplette Sohle mit Kohlendioxid geflutet. Und ich wollte nicht derjenige sein, der das am eigenen Leib zu spüren bekam.

Ich legte einen Zahn zu, sprang über Steine, leblose Körper und die Schwellen der Schienen. Der Alarm schrillte unentwegt. Noch eine halbe Minute.

Verdammt, das wird knapp!

Nicht mehr weit vom Förderkorb entfernt, blieb ich mit meinem Fuß an etwas hängen. Ich hatte keine Zeit mehr, schützend meine Arme ausbreiten, und landete auf dem Boden. Ein stechender Schmerz zog vom Brustkorb bis hinab in die Knie. Meine Zeit lief ab.

Noch bevor ich begriff, was geschehen war, hatte ich mich zurück auf die Beine gekämpft und taumelte durch

den dichter werdenden Rauch. Vor mir erkannte ich wild umherwirbelnde Lichtkegel.

Das Rettungsteam!

»Hey!«, brüllte ich, so laut ich konnte.

Niemand schien mich zu hören. Mit letzter Kraft rannte ich den Lichtern entgegen. Da sah ich es. Ich war beim Förderkorb. Die letzten Sanitäter huschten gerade hinein. Jemand wollte schon auf den Taster zum Schließen des Gitters schlagen, als sie mich entdeckte. Es war die Einsatzleiterin.

»Rein mit Ihnen!«, rief sie.

Hustend warf ich mich in den Korb. Die Arme eines Sanitäters hielten mich davon ab, erneut zu stürzen. Ich hörte, wie das Gatter zufuhr und der Förderkorb sich unverzüglich in Bewegung setzte. Nur Sekunden später erscholl unter uns ein brutales Dröhnen.

»Das Brandschutzschott ist zu!«, hörte ich aus der Menge.

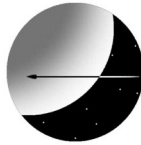
Ich wollte erleichtert aufatmen, doch die Luft in meiner Maske war so katastrophal, dass ich nur noch zähen Schleim hervorwürgte. In diesen Sekunden trieb das Löschsystem die tödliche Luft des Monds durch die Sohle, und in der nächsten halben Stunde würde auch das letzte Feuer gelöscht sein. Jeder Überlebende des Unglücks, der zurückgeblieben war, würde tot sein.

Unwillkürlich begann ich zu schluchzen. Am liebsten hätte ich mir die Maske sofort vom Gesicht gerissen. Ich brauchte Luft! Allerdings würde ich die hier nicht bekommen. Der Förderkorb sauste erneut durch dichten Rauch. Und auf einmal überkam mich ein mächtiger Schwindel. Ich versuchte noch, kontrolliert ein- und auszuatmen, doch

es gelang mir nicht. Immer wieder blitzte das Gesicht meines Vaters in mir auf. Meine Knie wurden plötzlich weich und ich verlor die Kontrolle über meinen Körper.

Das Letzte, das ich mitbekam, war die harsche Stimme der Einsatzleiterin. »Schnell, gebt ihm Sauerstoff! Er verliert das Bewusstsein!«

WURZELN



Die dahindämmernde Welt hinter dem Glas glich einem deprimierenden Traum. Wie lange ich schon hier stand und dem sauren Regen dabei zusah, wie ihn die Schwerkraft in dicken Tropfen an der Scheibe meines Apartments herunterzertrte, konnte ich nicht sagen. Es war erst einen Tag her, dass das Unglück in der Mine mein Leben völlig aus den Fugen gehoben hatte, doch für mich fühlte es sich an wie eine Ewigkeit.

Zum hundertsten Mal an diesem Tag krampfte sich mein Magen zusammen. Eine endlose Traurigkeit, die ich so gern von mir fort geschubst hätte, überrollte mich ein ums andere Mal. Sie schnürte mir die Kehle zu, brachte Lunge und Lippen zum Zittern. Ich schlang die Arme um meinen Brustkorb.

Als könnte mir das jetzt noch Halt geben.

Mit letzter Kraft drückte ich meinen Kopf gegen die Scheibe. Von der Stelle, an der sich Haut und Glas berühr-

ten, stieg eine unangenehme Kälte auf. In meiner Stirn begann ein dumpfer Schmerz zu drücken. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten.

Die Sicht nach draußen wurde noch verschwommener als ohnehin schon. Dort gab es sowieso nichts zu sehen. Nicht hier in der unteren Etage des Wohnmoduls. Der Nachbarblock lag nur einen Steinwurf entfernt. In vier der neun Apartments brannte Licht, aber ich sah keinen einzigen Menschen. Als wäre niemand da. Der Bereich zwischen den Blocks lag in tiefster Finsternis. Nichts von den Müllcontainern und dem Bauschrott war zu sehen. Nichts, außer undeutlichen tränenbedeckten Schatten.

Ich schüttelte mich und eine Gänsehaut trat mir auf den Rücken. Heute fühlten sich die siebzehn Grad in meiner Wohnung ungewöhnlich kalt an. Ich nahm den Kopf von der Scheibe, und rieb die Stelle an meiner Stirn so lange, bis sich ein warmes Gefühl ausbreitete. Mit einem kräftigen Schniefen sog ich die Trauer tief in mich hinein, tränkte die Ellenbeuge meines Ärmels mit den Tränen auf meiner Wange und ging hinüber zur Küchenzeile.

Mit einer knappen Bewegung öffnete ich den Kühlschrank. Ich achtete nicht auf das Etikett der runden Dose, nach der ich griff, sondern riss teilnahmslos die Folie ab, nahm den ungespülten Löffel von der Arbeitsfläche und schaufelte den ersten Bissen in mich hinein. Heute erschien mir der High-Carb-Brei jedoch wie eine zähe, mehlige Paste, die man als Schmiermittel in irgendwelchen Maschinen einsetzte. Ich bekam das Zeug kaum runter. Dabei hatte ich den ganzen Tag noch nichts gegessen.

Eine ganze Weile stand ich in der Stille meines Apart-

ments, lauschte den rumpelnden Geräuschen der anderen Bewohner um mich herum. Der Becher in meiner Hand wurde zu einer Last, die ich kaum tragen konnte. In dem Augenblick, in dem ich ihn auf der Anrichte abstellte, klingelte es an der Tür. Erst überlegte ich, nicht aufzumachen. Doch dann trieb ich meinen schlaffen Körper am Bad und der Garderobe vorbei und drückte am Terminal den Öffnen-Taster.

Das dumpfe Prasseln des Regens schwoll zu einem scharfen Rauschen an, und ein unangenehm kalter Wind wehte mir entgegen. Vor mir stand Dex, das Gesicht vergraben in seinen speckigen und klitschnassen Regenmantel. Die Lichter des Wohnkomplexes glitzerten darauf wie ein Ölfilm. Eine Sekunde lang starrte ich ihn an und überlegte, was ich sagen sollte. Aber Dex kam mir zuvor.

»Lass mich rein, Alter. Oder soll ich mir den Tod holen?«

Eine erneute Welle der Trauer drohte mich zu überrollen, als ich ihm Platz machte. Dex schien seinen Fehltritt zu bemerken und schob schnell nach: »Sorry, Ash! War dumm von mir.«

Er zwängte sich an mir vorbei nach drinnen. Schnell schloss ich die Tür wieder. Dex hieß eigentlich Derek, aber niemand nannte ihn so. Auch wusste niemand, wie er zu seinem Spitznamen gekommen war. Umständlich befreite sich Dex aus seinem Mantel. Das spitze Gesicht, in dem zwei wache schmale Augen saßen, blickte mich mit einer Mischung aus Mitgefühl und Neugier an.

»Siehst schlecht aus«, sagte Dex und hängte den tropfenden Mantel über meinen.

»Na ja ...«, murmelte ich in mich hinein. »Kann irgendwie nichts essen.«

»Soll ich dir einen Kaffee holen?«, bot er an.

»Nein, lass. Den kannst du nicht bezahlen.«

Dex stellte sich vor mich, sah mich fest an. Dann holte er tief Luft und umarmte mich.

»Tut mir so leid für dich, Mann!«

Ich stand da wie schockgefrostet und gab mir größte Mühe, nicht schon wieder in Tränen auszubrechen. Mittlerweile fehlte mir die Kraft dafür.

Dex muskulös zu nennen, wäre zwar eine glatte Übertreibung gewesen, dennoch schlug er mit seinen Händen so fest auf meinen Rücken, als wollte er die in mir sitzende Trauer herausprügeln. Nach einer Weile nahm er einen Schritt Abstand, die Hände brüderlich auf meinen Schultern lassend. So, wie er mich anblickte, schien er nach irgendetwas zu suchen.

»Wurdest du im Medical Unit vernünftig behandelt?«, fragte er schließlich.

»Machst du Witze?«, sagte ich. »In letzter Sekunde bin ich dem Tod von der Schippe gesprungen. Ich habe mir eine Rauchvergiftung zugezogen und bin dadurch bewusstlos geworden. Für die im Medical ist das eine Lappalie. Die haben mich mit einer Adrenalinispritze zurückgeholt und mir zehn Minuten Sauerstoff verabreicht. Der Scanner hat gesagt, dass ich vermutlich nicht sterben werde, also haben die mich nach Hause geschickt.«

»Vielleicht willst du doch einen Kaffee«, sagte Dex. »Koffein soll gegen die Kopfschmerzen helfen.«

»Möglich ... Aber weißt du, ich bin mir nicht sicher, ob die Kopfschmerzen von der Rauchvergiftung kommen oder

von diesem ganzen Stress. Ich hätte eine längere Behandlung dazubuchen können. Aber morgen werden schon die nächsten Anteile vom Social-Welfare-Program vergeben. Da kann ich meinen bescheidenen Lohn nicht für ein bisschen Sauerstoff verschwenden ...«

Ich konnte kaum glauben, dass mir solche Worte entweichen. In der Regel war ich nicht so ein resignierter Typ. Aber der Tod meines Vaters war nun mal keine Kleinigkeit. Und auch wenn wir seit einigen Jahren nicht mehr zusammenlebten, hatte er mir dennoch nahegestanden.

Dex seufzte und setzte sich auf einen der beiden hohen Stühle an den Esstisch. Es war kein richtiger Tisch, sondern viel mehr eine hervorstehende Ecke der Küchenzeile. Dex stützte die Ellenbogen darauf, verknotete seine Finger und sah scharfsinnig zu mir auf.

»Okay, ich muss aber mal fragen. Was genau ist bei euch da unten passiert? Warum hat der Rettungsdienst nicht erst alle rausgeholt, bevor er den Schacht mit CO₂ geflutet hat?«

Eine zornige Böe schlug einen Schwall sauren Regens gegen die Fenster an der Ostseite. Wummernd zog sie weiter und hinterließ leise knisternde Tropfen. Ich sammelte mich.

»Du kennst doch Alexon«, sagte ich leise. »Die interessieren sich nicht für Menschen, sondern nur für ihr Unternehmenseigentum.«

»Es ist immer dasselbe«, nuschelte Dex, der das Gesicht in seine Hände legte und sich seine Stirn glatt strich.

»Und jetzt hat es auch mich erwischt, Dex. Ich habe jetzt niemanden mehr. Meine ganze Familie ist tot. Hast du eine Ahnung, wie es sich anfühlt, wenn der letzte Mensch stirbt, zu dem du gehörst? Natürlich weißt du das.«

Dex' sonst so fester Blick wurde mit einem Mal unstet. Zuerst glaubte ich, er würde nach irgendetwas Ausschau halten. Dann erkannte ich jedoch, dass er sich abzulenken versuchte. Seine Eltern waren umgekommen, als er vier Jahre alt gewesen war.

»Ich fühle, was du fühlst, Mann«, sagte er mit belegter Stimme.

Wenn man ein Kind ist, träumt man von einer hellen und glücklichen Zukunft. Aber das sorglose und fröhliche Kind, das ich einst gewesen war, lag begraben unter einer Schicht aus Bedauern und existenzieller Angst. Die allermeisten Menschen in Harvey's Fortune hatten ihre Familie teils oder ganz verloren. Es war der aussichtslose Lauf der Dinge.

Ich sagte: »Wir alle vegetieren in diesen Containern vor uns hin. Alles gehört Alexon. Wir bezahlen sogar mit ihrem eigenen Geld.«

Dex richtete sich auf. »Ja, verdammt. Wir sind ihre verfluchten Sklaven. Aber soll ich dir was sagen? Ich habe genug davon! Dieser Ort macht mich krank. Die logische Konsequenz ist, einfach von hier zu verschwinden.«

Ein unwillkürlicher Lacher entwich mir. Ich fühlte mich sofort schlecht. Was musste Dex von mir halten?

»Du willst von AX-996 verschwinden? Einfach abhauen?«

»Klar, du etwa nicht?«, fragte Dex mit todernter Miene.

»Ja, sicher«, stammelte ich. »Aber ich denke nicht, dass ... Ich meine, ein solches Vorhaben ist vermutlich noch aussichtsloser, als hier auf dem Mond ein einigermaßen erträgliches Leben leben zu wollen.«

»Ist es«, stimmte Dex mir zu.

Ohne die Ellenbogen vom Tisch zu nehmen, ballte er die Hände Fäusten und rieb sich mit den Daumen über die Finger. Offenbar fror auch er. Ich zog den anderen Stuhl zu mir und setzte mich.

»Okay, Dex. Nur mal angenommen, wir hätten den Hauch einer Chance. Was, glaubst du, erwartet dich dort oben? In den anderen Kolonien dürfte es wohl kaum besser sein als hier.«

»Ash, in drei Jahren werde ich dreißig. Ich will nicht hier verrecken, ohne dass ich einmal die Erde mit meinen eigenen Augen gesehen habe.«

»Ein nobles Ziel«, pustete ich aus. »Die Erde ...«

»Es muss nicht unbedingt die Erde sein. Meinetwegen auch ein anderer Planet, eine der Stationen vielleicht. Du hast diesen Scheißmond immerhin schon mal vom Weltall aus sehen können, Mann. Ich bin hier geboren. Und wenn ich nicht aufpasse, werde ich hier sterben. Immer wieder sehe ich Videos von Bäumen, Gras, fließendem Wasser. Ich will wissen, wie sich das alles anfühlt. Wir können hier nicht mal unsere eigene Sonne sehen!«

»Ich verstehe dich, Dex. Wirklich. Ich habe keine Familie mehr, keine Wurzeln. Unser Ursprung als Menschen liegt auf der Erde. Was bleibt von uns, wenn wir weder Wurzeln haben noch die Erde?«

»Du hast ganz schön philosophische Anwandlungen, Mann.«

Eine Weile schwiegen wir. Ich hörte dem Regen dabei zu, wie er immer wieder mit anschwellender und abschwel-
lender Intensität gegen die Scheibe prasselte.

Dieses krankmachende, durch uns Menschen verursachte Wetter.

Würden die Minen nicht ihre schwefelhaltigen Emissionen in die Atmosphäre blasen, und würden wir durch die Anreicherung der Luft nicht dafür sorgen, dass dort Wasserdampf entstand, würde es ihn gar nicht geben. Doch irgendwie schafften wir Menschen es immer wieder, uns unsere Lebensbedingen zu unserem Nachteil zu gestalten.

Dex beugte sich zu mir über den Tisch. »In drei Tagen, am Freitag, landet der nächste Cargo-Transporter. Er bringt Lebensmittel, Technik und alles, was dieser bescheidene Ort braucht, um weiter zu existieren.«

»Neue Sklaven zum Beispiel ...«, fügte ich hinzu. »Innerhalb der acht Regelmonate passiert eben eine ganze Menge.«

»Und wie du schon sagst, morgen werden die monatlichen Anteile des SWPs ausgegeben«, erzählte Dex weiter. »Wenn wir es schlau anstellen, decken wir uns mit Proviant für ein paar Monate ein, und ...«

»Nein, oh nein!«, ging ich dazwischen. »Ich dachte, das mit dem Abhauen war ein Witz.«

»Warum sollte es?«

»Niemand verlässt diesen Mond«, erklärte ich.

»Wann, wenn nicht jetzt? Willst du etwa acht Monate auf den nächsten Transporter warten? Wir könnten uns in einen der Frachtcontainer schmuggeln. Du hast doch gesagt, du hast dich in diese Zugangsthematik eingelesen.«

»Ja ... aber nicht, um einen Gefängnisausbruch durchzuführen. Weißt du, wie hoch die Strafe für eine unerlaubte Ausreise ist? Und das würde ja nicht das Einzige bleiben. Dazu kämen garantiert noch Nichterscheinen auf der

Arbeit, illegaler Zutritt zu gesicherten Bereichen, Gefährdung der Flugsicherheit ...«

»Ich habe auch schon mit Hawk darüber gesprochen«, sagte Dex.

»Du hast was?«

»Ja, leider. Sie findet die Idee auch ziemlich schwachsinnig.«

»Du, da muss ich ihr zustimmen. Wir würden scheitern, noch bevor wir einen Fuß in einen Container setzen. Weißt du, wie viel Schiss alle hier vor den Arrestzellen im Revier haben?«

»Kein Wunder.«

»Siehst du! Dann wäre ja alles geklärt. Ich verstehe dich, Dex. Aber ich kann nicht von hier fort. Niemand kann das.«

Dex stand auf.

Er sagte: »Ich hoffe, du kommst schnell über Clays Tod weg. Das Leben wartet nicht.«

Dann klopfte er mir kameradschaftlich auf die Schulter und zog sich seinen nassen Mantel wieder über. Ohne ein weiteres Wort trat er hinaus in den Regen und ließ mich in meinem Apartment zurück. Die Tür fuhr zischend zu und sperrte den draußen wütenden Sturm aus.

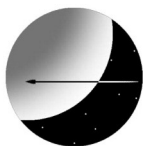
Ich dachte über Dex' letzte Worte nach. Er hatte ja verdammt noch mal recht. Es wäre das Schlaueste, einfach alles hinter mir zu lassen, und AX-996 zu verlassen. Nur leider ist das noch niemandem gelungen. Vielleicht sollte ich mich damit abfinden, für den Rest meines Lebens hier-zubleiben. Ich sollte mir eine Partnerin suchen, mir ein paar erträgliche Jahre machen ...

Das Leben wartet nicht.

So grausam diese Erkenntnis auch war, sie stimmte. Und selbst, wenn in mir noch die Erinnerungen an meinen Vater und den Rest meiner Familie lebten und wärmende, tröstende und zugleich schmerzhaft Gefühle hervorriefen, so stimmte auch eine andere Sache. Die Vergangenheit, so schön und so grausam sie auch gewesen war, existierte nicht mehr.

EXISTENZ - DAS MARS-PARADOX

AUCH ERHÄLTlich



Der letzte Außenposten der Menschheit. Du wirst nicht entkommen!

2242: Auf dem unwirtschaftlichen Exo-Mond AX-996 im entlegenen Ragan-System schürft der multinationale Konzern Alexon Industries nach Eisenerz. Ash arbeitet als einfacher Disponent in der einzigen Kolonie Harvey's Fortune. Sein Leben ändert sich schlagartig,

als er seinen Vater bei einem tragischen Minenunglück verliert. Ash will den hoffnungslosen Mond heimlich verlassen, bevor auch er draufgeht.

Doch mit der Ankunft des nächsten Versorgungsschiffs beginnt ein beispielloser Albtraum. Gemeinsam mit der selbstbewussten Frachtkurierin Hawk soll er zwölf

Container mit geheimer Ladung in die Mine transportieren. Während eines plötzlichen Sturms wird das Fahrzeug von der Straße gerissen. Hawk verschwindet spurlos. Eine Spezialeinheit sperrt die beschädigte Ladung ab. Alexon vertuscht den Vorfall.

Kurz darauf taucht Hawk unerwartet wieder auf, wirkt abwesend, wie ferngesteuert. Und sie ist nicht die Einzige. Weitere Bewohner in Harvey's Fortune verlieren plötzlich ihren Willen. Zu spät begreift Ash, dass auf AX-996 etwas entfesselt wurde, das keine Rohstoffe will, sondern Menschen.

JETZT BESTELLEN

IMPRESSUM

Ryan Rockwell

c/o Flying Cheese - Verlag für Phantastik, Robert
Rittermann

Dickmannstr. 7, 42287 Wuppertal
ryan@flying-cheese.com

Coverdesign: Robert Rittermann, robertrittermann.com
Korrektur: Dr. Frank Weinreich Textarbeiten.com

E-Book-Ausgabe 2026

Flying Cheese - Verlag für Phantastik

www.ryan-rockwell-autor.com

VERSION 1.0.0.1

